

# Lebendiges Volksgut

Autor(en): **Rubi, C.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **29 (1939)**

Heft 24: **e**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646373>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Flink geht Köfi bis zur Treppe und ruft: „So Herr Pfarrer, jetzt könnt Ihr kommen!“ Aber da kommt gerade die Frau Pfarrer treppauf.

„Ach, wie schön, Köfi, nein, so kann's einfach niemand wie du“, lobt sie. „Wie macht es eigentlich auch?“ — „Apah“, sagt Köfi wegwerfend, „nichts leichter als das. Warmes Wasser und Seife, das ist alles, kaltes Wasser und Durchzug kann man umsonst haben.“

Da hustet Köfi so trocken und tief, daß die Frau Pfarrer erschrickt: „Aber, Köfi, wie hast du einen wüsten Husten. Lust du nichts dagegen? Komm, ich mache dir einen heißen Tee und löse darin einen Löffel Honig auf, so etwas muß man nicht gehen lassen.“

Köfi trinkt. In ihr ist ein Unbehagen. Ein leises Frösteln läuft wieder über ihren Rücken, und da, die Stiche . . . Aber wie die Frau Pfarrer ihr den Lohn zahlt und sagt: „Da, Köfi, der Extrafranken ist für dich“, — durchzuckt sie ein freudiger Schreck.

„Dreihundertsechszundneunzig!“ . . . Sorgsam steckt sie das Geld ein. Mit einem schnellen, festen Händedruck dankt sie, ohne Worte, und geht. „Nur noch vier Franken! Nur noch vier Franken!“

Ihre Gedanken kreisen mit einem müden, verbohrteten Eingenissen um das eine. Es reißt an ihr, läßt sie nimmer los. Das jahrelang geübte, feste Zurückdämmen aller Wünsche versagt heute, das ganze Sichbescheiden ist erloschen.

Jetzt gilt's, denkt die Rosina, jetzt oder nie. — Da kommt ihr ein jäher Einfall. Blöcklich biegt sie vom Fußweglein ab in die Straße, die nach dem Dorf führt. Ihr gelbes, eingefunkenes Gesicht rötet sich. Zwei runde, rote Flecken brennen auf den knöchernen Wangen. Sie eilt vorwärts, wie gejagt,

Aber dann strafft sie den Rücken wieder und geht aufrecht. Da ist sie bei der Bäckerei. Im Schaufenster liegen Langbrote und Kleingebäck. Halt, Freitagabend, sinnt die Rosina und läutet. Zornig und scharf gelst die Glocke. Frau Lanz kommt aus der Backstube und fragt nach Rosinas Begehren. „Möchte gern mit dem Meister ein paar Worte reden.“ Frau Lanz schaut ein wenig verwundert die Frau an und sagt: „Wohl, wohl, warum nicht.“

Sie öffnet die Türe zur Backstube und ruft ihrem Mann. Raum, daß er unter die Türe tritt, bringt Rosina ihr Anliegen erregt vor: „Könntet Ihr mir für morgen zum Hausieren statt 12 Duzend Glacestengeli 20 Duzend machen und etwa 10 Sonntagsbrötli mehr?“ Der Bäcker staunt. „Aber, Köfi, bist nicht gescheidt! So viel verkauftst du im Dörfli nie, und festentut es am Sonntag doch nirgends.“ — „Das nicht, aber das Verkaufen ist denn wohl meine Sache, und“ — Rosina weist mit jäher Hand hinaus, — „vielleicht gibt es auch noch über das Dorf hinaus eine Seele, die dem Keller Köfi etwas abnimmt.“

Lanz überlegt. „Ja, wenn's denn sein muß. Wir können ja eine Nachtbackete machen. Ich muß ohnehin der Reber Marie noch etwas zurecht machen . . .“

Wie gestochen fährt Rosina auf. Mit bösen Augen schaut sie den Mann an. „So, — nimmt die Neue ihre Ware auch da? Ich hätte gedacht, man würde neben der alten Kundin keine neue und dazu noch die Reber Marie einstellen. Aber so geht's, wenn man alt und schitter wird . . .“ Köfis Kopf zittert. Ein würgendes Schluchzen krampft ihren Hals zusammen. Aber sie ringt es nieder. Stolz und Trotz stehen wieder auf. Die dürre Hand fährt über die brennenden Augen.

Fortsetzung folgt.

## Lebendiges Volksgut

Von Chr. Kubi, Bern \*)

Wir wenden heute wieder mehr, als lange Zeit daher, unfere Blicke von der Stadt weg nach dem Lande, dem Leben des Landmannes und der ehemaligen Bauernkultur. Wir möchten unser Leben einfacher, ruhiger, edler gestalten. Aber wem es bewußt wird, wie sehr in den zwei, drei Jahrzehnten vor dem Kriege und auch noch seither Maschine, Industrie und ein leichter Materialismus in unser Land eine beängstigende Geschmacksverirrung brachte, dem wird es fast hange um die Zukunft seines Volkes. Denn gleich einer Hobelmaschine fuhr eine artlose Allernweltkultur von der Stadt aus über unsere heimatischen Gänge und schickte sich an, die ehemals so eigenartige Kultur des Landmannes zum Verschwinden zu bringen.

Solchen Einflüssen kann nur entgegenarbeiten, wer sich klar wird, auf welchem Wege wir uns heute befinden, wo man einst stand und wohin man gelangen möchte.

Große Teile unserer Jugend und unserer Volksgenossen sind heute dem kraftspendenden Landleben gänzlich entfremdet. Nicht nur, daß der Städter kaum mehr eine Ahnung hat von des Landmanns Tun und Treiben, vom Bauern, der da säet und erntet und der Natur so demütig nahe ist, mit dem die menschliche Kultur ihren Anfang genommen hat und der seither im Grunde immer derselbe geblieben ist. Nein, auch der Bewohner des Industriedorfes und des Marktfleckens steht heute diesem ältesten, ehrwürdigsten Stande gänzlich fern, weiß nicht um die so abwechslungsreichen, Geist und Körper bildenden Hantierungen auf Feld und Acker, in Hans und Scheune, kennt ihn nicht, den trauten Feierabend auf dem Ruhebänklein unterm hülsen Bauerndache, den gemüthlichen Hoß bei gemeinsamem

Liede am Regensontage oder Winterabend in heimeliger Stube. Ja selbst auf dem Lande ist eine Hast und Unruhe eingelehrt, die jeglicher Besinnung wehren. Wie oft muß doch auf gewissen Bauernhöfen am Abend mit Grafen und Abwaschen geeilt werden, damit man rechtzeitig zur Gesangsprobe, Vorstandsitzung, Hauptversammlung und dergleichen Vereinsanlässe komme. Schreiende Radios und unzählige Tageszeitungen führen die einzelnen Familienglieder vonstatt zueinander. Und das Herumliegen der vielen Warenhauskataloge beweist, daß das Bauernhaus nur zu häufig Domäne einer Industrie ist, die ihre stillen Produkte sowohl bei uns, als auch beim Chinesen und Zukukaffer an den Mann zu bringen versucht.

Ein Gang durchs Dorf läßt einen innerwerden, daß auch hier die jüngste Vergangenheit verheerend gewirkt hat. Ohne richtige Gliederung und stilllos sind Hausfassaden oder ganze Gebäude zwischen die guten Bauwerke vergangener Zeiten hingestellt. Während diese sich in ihre Umgebung einfügen, als hätte sie der Herrgott am zweiten Tage seiner Schöpfungswoche mit samt den Hügeln, Wäldern und Tälern ringsum der Mutter Erde zur Zierde ans Sonnenlicht gestellt, machen sich jene so unangenehm auffällig, daß man geärgert das Auge von ihnen wenden muß.

Dieser richtungslose Zustand im Bauen, im Handwerk und Gewerbe des Landes ist nicht von ungefähr eingetreten. Wir wissen, daß um die Mitte des 19. Jahrhunderts das Volks- und bauerntümliche Leben eine Stockung und schließlich in vielem ein Ende erfahren hat. Es kam dann jene Zeit, da die Altertumshändler von der Stadt aus das Land durchkreuzten und

Bergl. dazu die Bildseiten 654 u. 655.

dem Bauernhauſe entzogen, was dort ehemals als hochgeſchätztes Familiengut in Ehren gehalten worden. Und der Bauer erkannte nicht, wie gering man ihn eigentlich achtete, wenn er um wenig Geld verſchafferte, was er von ſeinen Vätern ererbt.

Wie iſt das ſo gekommen?

Bis ins 19. Jahrhundert hinein führte der Landwirt ein gänzlich eigenes Leben. Er kam ſelten über den Marken der Kirchhore hinaus, Feld, Garten und Stall boten ihm, was er zu ſeinem Lebensunterhalt benötigte. Wohl entging er ſelten der Gefahr, engſtirnig, eigenbrödlertich und gegen alles Neue und Fremde mißtrauiſch zu ſein. Aber die Familie blieb ein Ganzes, wurde nicht von außenher auseinandergeriſſen. „Wir waren unſer ſieben Kinder“, erzählte jüngſt eine greiſe Frau, „winterszeits ſtellten uns die Eltern Abend für Abend das Salzfaß mitten in die Stube, pflanzten einen Levotötagel darauf und ließen uns alle rings um dieſen ſpärlichen Lichtspender mit unſern Spinnrädern Platz nehmen. Dann ſpannen wir unter Singen und Geſchichtenerzählen gewöhnlich bis zehn, elf Uhr.“ So oder ähnlich mochte es damals in den meiſten Bauernhäuſern noch zu- und hergegangen ſein. Man ſah auch beieinander am Sonntag, wenn das Wetter unfreundlich war. Die Eltern wußten von ihren Vätern, Groß- und Urgroßvätern gar vieles zu erzählen, ihre Erfahrungen gingen ſo auf Kinder und Kindesfinder über. Dazu kam, daß Stube, Gaden und Küche mit ihren Einrichtungen oft von Generation auf Generation kam, ohne nennenswert verändert zu werden. An die Möbelſtücke beſtete ſich ſo ein gut Stück Ueberlieferung, man wußte um ihr Herkommen und ihren Wert, man ehrte ſie, weil ſie die Vorfahren einſt angeſchaft hatten, ſei es auf ihren Hochzeitstag hin, ſei es kurz vor ihrem Ableben oder zur Geburt eines Kindes. Man wußte auch etwa, wer das Stück verfertigt hatte und Schreiner und Maler wußten, wem ſie es ſchufen. Deshalb erhielt damals aller Hausrat ein höchſt perſönliches Gepräge, an ihn knüpfte ſich ein gefühlsbetontes, geheiligtes Stück Familiengeſchichte.

Die letzten fünfzig Jahre haben dieſen Zuſtand von Grund auf verändert. Die Poſtkuſche wich der Eiſenbahn, der gemütliche Dorſet der politiſchen Zeitung und dem Vereinsleben, das Gebets- und Andachtsbuch der Rentabilitätsberechnung. Die Schulen priefen dem heranwachſenden Kinde die Fortſchritte der modernen Technik und neuzeitlich mußte der Boden bebaut werden, wollte der Bauer ſein Auskommen finden. Die Borräte in Speicher und Keller wurden aufgehoben und an ihre Stelle traten die Warenlager der Krämer und Handlungen. So wurde das ganze Sinnen und Trachten der Bauernfamilie einſeitig auf den Gelderwerb hingelenkt. Und das leider auf Koſten des ſinnigen, gemütvollen Daſeins. Das Heim verlor an Wert, dem jungen Menſchen bedeutete es nicht mehr das, was es einſt ſeinen Eltern bedeutet hatte, denn die heimeligen Stunden am Familientiſche, beim Spinnen inmitten der bemalten Truhen und Bufferts, beim Schnitzrüſten, in der Atmosphäre der Sagen- und Geſpenſtergeſchichten hatte es nicht mehr gelebt. Dafür winkte ihm und ſeinem nun aufgeſchloſſenen Geiſte die Stadt mit ihrem Geflimmer, ihrem ſchwülen und doch wieder ſo unbeſchwerten Weſen. Es ſetzte die Landflucht ein. Und wer der Scholle treu blieb, zu dem kam die Stadt heraus: die Kleider wurden ſtädtiſch, die Lieder kamen aus der Stadt, der „gute“ Geſchmack kam aus der Stadt, die Möbel kamen aus der Stadt, die Stadt drohte das Land zu verſchlingen. Die Stadt ſelber aber war ja von einer beiſpielloſen Haſtereierfaßt worden, die Maſchine hatte auch hier eine Umwertung vieler Werte bewirkt.

Heute möchte man ſich von dieſem Zuſtand allenthalben wieder löſen. Man ſucht Anſchluß an Dinge, die eigenwüchſig, bodenſtändig und perſönlich ſind. Dadurch rückt die ehemals blühende Volkskunſt wieder ins Blickfeld der Gegenwart und man glaubt, aus ihren Erzeugniſſen reiche Anregung fürs Handwerk und Gewerbe zu gewinnen, weil ſie durch ihre faſt zeitloſe Art ſo ſtark und vorbildlich zu wirken vermögen. Und überdies, ein Volk ohne Kunſt, ohne Gemüt, iſt ein armes Volk, und ſollte es im Golde ſchwimmen.

Der Berner Bauernhof, ſei es im Emmental, Seeland, Oberland, Jura, Oberaargau oder Mittelland, bietet an Volkskunſt ungeahnte Schätze, die für die Zukunft nutzbar gemacht werden müſſen.

Es iſt nun einmal ſo, die Handwerker des 17., 18. und der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatten ein Form- und Liniengefühl, das unſerer Generation abhanden gekommen iſt. An jedem einfachen Gebrauchsgegenſtand tut ſich das kund. Betrachte man etwa das Profil eines gedrehten Tiſchbeines, Abb. 13, wie ſolche in den Dezenien vom 18. zum 19. Jahrhundert gemacht wurden, oder die Speichen eines Spinnrades, einen Kunkelſtuhl, einen Levotötagelſtock und ähnliche ſolche Gegenſtände. Sie alle ſind im beſten Sinne gefällig und vor allem materialgerecht. Es reizt einen direkt, ſie mit dem Stifte nachzubilden. Und immer wieder wird man der Taſſache inne, daß in dieſen vollſtändigen Formen Werte ſtecken, die allgemein gültig ſind, die außerordentlich erzieheriſch wirken können, dank ihrer Einfachheit, dank ihrer Herkunft aus dem Volke.

Dieſes Formungsvermögen offenbart ſich allenthalben an den Handwerksprodukten aus der guten Zeit. An den Stabellen, den Ausſchnitten und Füllungen der Truhen, Schränke und Bufferts, an der Geſchirrbank in Stube und Küche und vor allem an den Außenverzierungen der Holzbauten, Abb. 2. Es ſind da Schönheiten vorhanden in unſerem Bernerlande, die ſich nicht breit machen vor aller Welt, die geſucht ſein wollen. Ich denke vor allem an die Konſolen, Abb. 4, Pfetten, Büge und dann an die hervorſtehendſten, die Laubenausſchnitte an Haus und Speicher, Abb. 5.

Nachdem um die Mitte des 19. Jahrhunderts der „Schweizerſtil“ in die Mode kam und man in der halben Welt ſeine Einzelheiten und Zierformen in buntem Wirrwarr an allen möglichen und unmöglichen Stellen anwandte, da war es um unſer gutes, einfaches Laubenornament geſchehen. Es wurde in der Fremde zu einem komplizierten Rümmergebilde gezüchtet und kehrte dann als ſolches in ſeine Heimat zurück.

Erfreulich iſt, daß es auch heute noch hie und da Handwerker gibt, die den Sinn fürs Schmücken und Verzieren nicht verloren haben. Als unſer drei Kollegen lezthin auf einem Sonntagsausflug in den Dürrgraben in der Nähe von Simon Gfellers Zugut in das Haus eines Amateurzimmermanns einkehrten, da trafen wir in Stube und Werkſtatt eine Menge gefälliger Holzarbeiten. Durch Punzen und Kerben hatten ſelbſt die Löffelriegeln, der Apfelrüſter, der Hobel und die Meißel- und Feilengriffe ein ſchmuckes Ausſehen bekommen. „Ja, nid wahr“, antwortete der einfache Mann auf unſere anerkennenden Ausrufe, „e ſo nes gwöhnlichs Fiehleheſti tät der Dienſcht grad prezis gleich, aber we men ihm e chlei e gefelligi Form git, ſo het ds Dug o öppis. Und es düecht mi, e Handwärker, wo ſu bere Wärdzüg het, mach o die gefelliger Arbeit.“

Solche Vorkommniſſe überzeugen einen immer wieder, daß auch im heutigen Volke die Sehnuſt nach dem Geſetz des Schönen liegt. Das ſieht man vor allem auch, wenn einem Mitmenschen nach ein paar hinweiſenden Worten ſich die Schönheit einer bemalten Truhe oder eines Schrankes kundtut. Wie da auch dem wortkargſten Bauern der Mund aufgeht, wie da das abgehärmte Mütterchen einen Glanz in die Augen bekommt! Die großartige dekorative Bauernmalerei des 18. Jahrhunderts Abb. 10, iſt uns erſtorben, die Freude und Begeiſterung dafür wartet auf ein helles Aufleben. Und auf Freude folgen Wille und Weg. Hat nicht die griechiſch-römiſche Kunſt in der Renaissance und im Klaffizismus zweimal ihre Auferſtehung gefeiert? Warum ſollten wir im Kanton Bern nicht, die wir in jeder Gemeinde Zeugen dekorativer Malerei aus beſter Zeit beſitzen, darauf zurück greifen, ſie zu Ehren ziehen, ſtudieren, zu Neuem verwenden? Wir können ſicher ſein, unſere Handwerker werden das, was auf unſerem Boden gewachſen iſt, mit mehr Verſtändnis ſich zu eigen machen und ausbeuten, als Produkte fremden Geiſtes und fremder Verhältniſſe.

Wohl wahr, sie sind oft in einem wenig anmücheligen Zustande, diese bemalten Truhen und Schränke und Bettkatten und Ruhbette. Neben fehlenden Leisten und dergleichen ist die Farbe teilweise verblühen oder weggefallen. Aber meistens ist Rettung möglich, Abb. 8 und 9. Leider verstehen viele Landmaler das sachgemäße Renovieren noch nicht, obwohl sich diese Technik ein einigermaßen künstlerischer Kopf leicht aneignen könnte. Das dürfte in einigen Jahren schon anders sein.

Sind solche Schmuckstücke einer in diesem Sinne wirklich guten alten Zeit wieder ans Licht gezogen, so werden sie eindringlich und befreiend wirken. Ihre nie geschmacklose Buntheit wird es den Kindern sowohl wie den Erwachsenen antun, wird sie zum Schauen, zum Genießen zwingen. Noch steht mir in lebhafter Erinnerung, wie auch Stadtkinder von dieser Art Verzierkunst begeistert wurden. Ich hatte mir auf meinen vielen Fahrten aufs Land eine schöne Anzahl solcher Motive skizziert und nachgebildet und auch eine Sammlung von Photographien angelegt. Als nun meine Neuntklärmädchen im vorigen Frühling im Zeichnungsunterrichte ohne große Lust an Blumenornamenten herumforzten, legte ich ihnen diese meine Sachen vor. Und da erlebte ich eine Freude über die andere. Mit Eifer ging's ans Neuentwerfen, sie fragten, ob sie zu Hause weiterschaffen dürften, in einer Ausfallstunde baten sie mich, in der Klasse zu bleiben und ihnen beim Schmücken der Nähstachel fürs Welschland behilflich zu sein, und am Ende des Quartals verlangte der größte Teil von ihnen Farbmateriale, damit sie die unvollendete Arbeit auch in den Ferien fördern könnten. Wir gingen dann natürlich noch zu andern Techniken und Aufgaben über, als wir uns aber gegen Jahresende im sattam bekannten Abschlussstadium befanden, da griff bald dieses und bald jenes auf die Entwürfe des Sommers zurück und in der letzten Zeichnungsstunde ihrer Schulzeit beschäftigten sich wieder alle mit den gleichen Motiven, wie am Anfange des Jahres.

An diesem hübschen Erfolge war sicher nicht die Methode schuld, sondern da packte meine Mädchen ein Etwas, zu dem sie sich hingezogen fühlten, eine wahrhaft volkstümliche Kunst. Selbstredend sind wir auf unsern Ausflügen auch nicht achtlos durch die Dörfer gezogen. So haben diese Stadtkinder einen Weg gefunden zur Kultur der Landbevölkerung, ihr geistiger Horizont wurde nach dem gesunden Volkstum hin erweitert, in vielen ist die Liebe zum Bauerntum und zum Landleben erwacht und wo sie schon vorhanden war, vertiefte sie sich. Eine wertvolle Ergänzung war dann noch der Briefwechsel mit den Fanthauskindern im Trüberland. Es gilt wohl immer wieder, Stadt und Land sich näher zu bringen. Sieht der Bauer, daß seine Kulturgüter auch von den besser angezogenen Leuten geschätzt werden, so wird er sie ebenfalls eher wieder beachten. Ein Städter aber, der sich aufs Land gezogen fühlt, hat einen Schatz in der Brust, der ihn vor dem drohenden Untergang im Chaos der Stadt bewahren hilft.

Auch die Bauernmalerei war vom Zeitgeist stark beeinflusst, sicher mehr noch, als das andere gewerbliche Schaffen, denn die Ausdrucksmittel waren bei ihr mannigfaltiger und individueller. Das religiös-geistliche Leben stand im 17. Jahrhundert unter einer gleichmachenden kirchlichen Norm. So wurden auch die Truhen und Schränke zum großen Teil mit geometrischen Figuren verziert, Abb. 12. Da sich das Bauernleben damals, trotz des erstarrten Kirchentums, in allem kraftvoll und gesund äußerte, so sind diese Produkte doch oft von einem herben, vorbildlichen Ebenmaß. In Gebirgsgegenden, wo das Leinöl fehlte, behalf man sich auch mit Einlegearbeiten, ähnlich dem kunstvollen Intarsia der Städte. Als mit dem Einbruch des Pietismus das Gefühlsleben in unsern Landen sich um die Jahrhundertwende zu regen begann, da streute man schüchtern Blumen zwischen die geometrischen Figuren. Und dann, so um 1730 herum, begann ein Blühen ohne Ende. Zu vielen Dutzenden wurden die stilisierten Tulipas, Nelken, Rosetten und die Sternblumen über die Füllungen der Brauttruhen und Schränke

gestreut, Abb. 11. Es folgte jenes halbe Jahrhundert, da auch die Langnautöpfer ihre hervorragendsten Werke schufen. Vor allem die Tulipa war in ihrer überaus dekorativen Art beliebt. Zehn-, zwanzigfach gelangen die Variationen oft am gleichen Gegenstand. Fast ebenso geschätzt war die Rosette.

Gleich wie die starren Figuren an den Möbeln des 17. Jahrhunderts in ein reiches organisches Leben aufgingen, so wurden übrigens auch die Fassaden der Speicher, welche ja stets mit besonderer Liebe betreut worden waren, ums Jahr 1700 herum bewegter und gegliederter. Aus den waagrecht Spruchbrettern des ersten Stockwerkes, Abb. 6, wuchsen die eleganten Arkadenbögen heraus, Abb. 7, und die Laubenbrüstungen erhielten Durchblicke, die heute so bekannten Ausschnitte.

Die bessern Bauernmalereien aus der Zeit von 1700 bis 1780 vermögen uns heute in dekorativer Hinsicht sehr viel zu bieten. An ihnen erkennen wir, was stilisieren heißt, was eine fein bewegte Linie ist, Abb. 14. Die Bemalung gewisser Schrank- und Truhenfüllungen von damals muß man als schlechtweg vollkommen heißen. Vor ihnen stehend kann es einem ergehen, wie jenem feinfühligem Emmentalerkünstler, der im Gedenken dieser Art Malerei zu seinem Vater sagte: „Du, Drätti, i weiß nid, wie das chunnt, aber allimal, wen i eso öppis gseh, so übernimmt mi e großi Wehmuet.“ Echte Volkskunst ist eben von stark befehltem Ausdruck.

Mit dem Eindringen des Spätrokoko und der übrigen geistigen Strömungen in unser Land hörte diese erdverwachsene Kunst auf. Wohl wurden auch in dieser Epoche von den Malern höchst reizvolle Sachen an Möbeln, Haus- und Stöcklifassaden geschaffen, aber sie hatten nicht mehr in dem Maße den Geruch bernischer Erde, wie vorher. Verhängnisvoll wurde es aber dann, als man sich bemühte, jedes dargestellte Pflänzchen in seiner natürlichen Form und Gestalt zu pinseln und also nicht mehr wagte, zu stilisieren. Da verlor sich das Gefühl für die gegebene Fläche. Ein schitteres Sträußchen wurde irgendwo hingeseht und obwohl es vielleicht recht raffiniert gemalt war, ging es doch mit dem Gegenstande, den es zieren sollte, keine Einheit ein. Und heute ist sie in noch viel kümmerlicherem Maße vorhanden, die Verzierkunst des Volkes, trotz Volksschule, trotz neunjährigem Zeichnungsunterricht an dieser Volksschule. Verziern möchte man auch heute noch, der Hang nach Schmuck ist da, aber die Leute haben den Boden unter den Füßen verloren, sie wissen nicht, an was sie sich halten sollen. So greifen sie zu dem, was ihnen eben in die Hände kommt. Der Landschaftsreiner klebt auf die Bauernmöbel Abziehbildchen, die er täschchenweise aus dem Warenhaus beziehen kann, und der Dorfmaler überzieht Kommoden und Schränke mit allen erdenklichen Maserierungen. Und beide hätten sicher die schönsten Vorbilder in erreichbarer Nähe. Aber ihnen fehlt das Auge, diese zu sehen.

In vielen Häusern befinden sich auch noch alte, handkolorierte Taufzettel mit oft ganz hübschen Blumenkränzchen. Warum solche Motive nicht zu anderweitigen Verzierungen verwenden lassen? Wo ist überhaupt im Bauernhaus nicht überall gute Anregung zu holen! Kopfleisten in alten Gebet- und Andachtsbüchern und Bibeln, handgeschriebene Haussegen, Hochzeitswünsche, alte Töpferwaren, Speicher- und Tennstormalereien, die gelegentlich unererschöpflich sind an volkstümlichen Motiven, sie alle müssen von uns zu Ehren gezogen werden. Dann brauchen auch die Arbeitslehrerinnen nicht mehr über die Erfindungsarmut ihrer Schülerinnen zu klagen, wenn diese selbst in Haus und Heim stets Anregungen vor Augen haben.

Die Freude am alten Volksgut wird uns durchs ganze Leben begleiten. Sie wird nicht vergehen, weil sie überall ihre Nahrung findet. Denn auch im ärmsten Tale, auf dem höchstgelegenen Berghofe hat der Mensch zu allen Zeiten seinem Drange zum Schönen auf seine Art Ausdruck verliehen, Abb. 13. Darum gilt es heute, allem Volke die Augen zu öffnen für sein schönes, altes Gut, daß dieses lebendig werde der Gegenwart und der Zukunft.